Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Wo gehst du hin?

Vor seiner Himmelfahrt deutete Jesus seinen Jüngern mehrfach an, daß er sie bald verlassen werde. Darüber wurde ihr Herz traurig. Sie kamen über den Gedanken, ihn nicht mehr in ihrer Mitte zu haben, nicht hinweg, und ihre bekümmerte Seele ließ sie nicht zu der Frage kommen: Warum? Vor ihnen stand das Heute, und daran klammerten sie sich in ihrer Liebe zu ihm; an das Morgen dachten sie nicht. Darum sagt der Heiland mahnend: „Keiner von euch fragt mich: Wo gehst du hin?" Damit reißt er auch uns vom Augenblick los, an den wir uns so gerne klammern und stellt uns vor die größte Frage der Menschheit.

Wo gehst du hin? „In die Schule", sagt wichtig der Kleine und reckt stolz die Schultern, an denen er zum ersten Mal den Ranzen trägt. Eine Antwort voll unbewußter Weisheit. Der Kleine weiß ja nicht, daß der Ranzen das Sinnbild der Last ist, die das Leben ihm allmählich auf die Schultern legt. Wenn diese Last für die einzelnen Menschen auch an Gestalt und Gewicht verschieden ist, so gibt es doch keine Ausnahme. Hat doch selbst Christus eine Last nach Golgatha hinauf tragen müssen. Sie will getragen sein. Keiner kann sie ganz abschütteln. Wenn der Mensch sich dagegen aufbäumt wie ein ungebärdiges Roß, dann macht er sich seine Last nur immer schwerer. Mancher ist unter seiner Last erschöpft zusammengebrochen, weil er seine Kräfte im Kampf gegen die Last auf seinen Schultern aufgezehrt hatte. Wer aber weiß, daß ihm die Last auferlegt ist, damit er sich bewähre, wer sie trägt wie ein Mann, dem spannen sich alle Muskeln seiner Seele. Er wird unter seiner Last stark, und wie er stark und stärker wird, wird die Last ihm leichter. So haben die Heiligen ihre Last getragen, und ihre Last war oft furchtbar schwer. Das aber will gelernt sein. Darum ist die Antwort: In die Schule, in die Schule des Lebens — von so tiefer Bedeutung und Weisheit.

Wo gehst du hin? „Ins Leben", sagt der heranwachsende Mensch begeistert, wenn er die Schule hinter sich hat, und seine Augen schauen sehnsüchtig und fragend in die Weite. Eine Antwort voll unbewußter Wahrheit. Er weiß noch nicht, was das Leben ist. Ist es wirklich die Erfüllung seiner jugendlichen Träume? Freiheit, Schönheit, Genuß? Die am tiefsten in das Leben hineingeschaut haben, mußten uns sagen, es sei ein Kampf. Ein Kampf gegen uns selbst. Denn es heißt, Herr werden über die Triebe und Leidenschaften unserer Natur und den Geist zu einem Sieg führen, dessen Früchte die Seele eine ganze Ewigkeit hindurch genießen soll. Ein Kampf gegen die Welt. Denn es heißt, Licht vom Schatten, Wahrheit vom Schein unterscheiden, damit der Mensch mit Gottes Gnade oben bleibt und nicht vom falschen Ideal des Lebens selbst in den Strudel des Verderbens gerissen wird. Gott gibt uns seine Gaben ohne eigenes Verdienst. Leben bedeutet für uns, dieser Gaben uns wert machen. Wie der hl. Paulus uns sagt, ist unser aller Leben ein Wettlauf: das Ziel aber erreichen nicht alle. Siehe, das von Gott gesteckte Ziel erreichen, das und das allein heißt leben. Darum liegt in der Antwort: Ins Leben — eine so tiefe Wahrheit.

Wo gehst du hin? „Ins Glück", sagt freudestrahlend der junge Mensch, den sein Weg mitten ins Leben geführt hat. Eine Antwort voll unbewußter Gefahr. Zum Glück hat Gott in seiner Liebe uns geschaffen. Denn er hat uns zur ewigen Seligkeit bestimmt und „seinen eingeborenen Sohn dahingegeben, damit alle, die an ihn glauben, selig werden". Die große Frage ist nur: Was ist das Glück? Viele Menschen jagen einem Glück nach, das letzten Endes zu tiefstem Unglück führen muß. Das Glück ist nicht rauschender Jubel. Das Glück ist nicht Taumel und Sinnenlust. Was irgend Bitterkeit in sich birgt, was einen Stachel in der Seele zurückläßt, ist nicht Glück. Wenn Gott uns zu Freude und Glück geschaffen hat, dann kann wahres Glück nur das sein, worüber ein Abglanz des ewigen Glückes liegt, auch wenn es rein irdische Freude ist. So steht der Mensch auf seinem Wege ins Glück an einem bedeutungsvollen Scheidewege. Und darum birgt die Antwort: Ins Glück — eine so große Gefahr.

Wo gehst du hin? „In den Tod", sagt der müde Greis, der die zitternde Hand auf seinen Stab stützt. Eine Antwort voll tiefer Erkenntnis. Leben und Glück und alles, was sich dahinter verbirgt, liegen nicht mehr verheißungsvoll vor ihm; er schaut darauf zurück. Hinter ihm liegen die frohen Tage des werdenden Menschen, hinter ihm liegt das Leben mit seinen Kämpfen, hinter ihm das Glück. Was ist ihm geblieben von allem? Dem einen nichts als Enttäuschung über Enttäuschung. Nichts als die Erkenntnis seiner Irrtümer. Nichts als qualvolle Reue. Er hat die große Frage der Menschheit nicht verstanden und die rechte Antwort nicht gefunden. Dem andern nichts als die reife Erkenntnis des hl. Augustinus: „Für dich hast du uns erschaffen, o Gott, und unser Herz ist ruhelos, bis es Ruhe gefunden in dir." Wohl ihm. Denn diese Erkenntnis ist aller Weisheit letzter und höchster Schluß.

Alle diese Antworten auf unsere Frage sind gut und wahr und hochbedeutsam. Aber sie sind nicht restlos befriedigend, weil sie den innersten Kern der Frage nicht treffen. Darum bedeuten sie keine letzte Lösung, sondern geben immer wieder zu weiteren Fragen Anlaß. Es muß aber eine Antwort geben, die einerseits das Richtige aller andern in sich schließt und anderseits die in den andern offen bleibenden Fragen und Zweifel löst. Diese Antwort hat Christus selbst uns gegeben, indem er sagte: „Ich gehe zum Vater." Mit dieser Antwort erst ist die unvollständige Kette der andern geschlossen. Sie erst gibt den andern Inhalt, Bedeutung und Gewißheit. Und wir selbst haben erst dann den tiefsten Sinn des Lebens erfaßt, wenn wir auf die große Frage: Wo gehst du hin? in klarer Erkenntnis und bestimmtem Wollen die Antwort geben: Ich gehe zum Vater. 3.

Vom Bischof-Korum-Haus.

Ein Jugendhaus für die Diözese Trier.

Die Sorge für die Jugend ist der Kirche und des Volkes größte Sorge. Vieles geschieht, um unsere Jugend körperlich gesund und leistungsfähig zu machen und zu erhalten. Mehr noch muß geschehen, um sie geistig und sittlich zu heben.

Die katholischen Jugendvereine, die sich dieses doppelte Ziel gesetzt haben, sind zusammengeschlossen im größten Jugendverband der Welt, dem Verband der kath. Jugend- und Jungmännervereine. Der Verband ist eingeteilt in Diözesanverbände. Wenn die einzelnen Vereine wertvolle und dauerhafte Arbeit leisten sollen, dann kommt alles darauf an, die Diözesanzentralen so leistungsfähig wie möglich zu gestalten.

Von diesem Gedanken gehen die Bemühungen aus, die den Bau eines Jugendhauses für die Diözese Trier in der Diözesanhauptstadt zum Ziele haben. Der Trierer Diözesanverband umfaßt in 457 Vereinen 34 000 Jugendliche in den beiden Regierungsbezirken Koblenz und Trier mit dem Saargebiet.

Das Jugendhaus für die Diözese Trier soll folgende Einrichtungen umfassen:

Geschäfts- und Aufbewahrungsräume für den Diözesanverband (Diözesanzentrale),

Geschäfts- und Aufbewahrungsräume für die Deutsche Jugendkraft,

Eine Führerschule für den Jungmännerverband.

Eine Kreislehrstätte für die Deutsche Jugendkraft.

Eine Turnhalle, die für Kurse der DJK. zur Verfügung steht.

Einen Saal mit Bühne für Diözesanversammlungen etc.

Eine Jugendherberge, in der durchreisende Verbandsmitglieder Unterkunft finden können.

Räume für Versammlungen und Kurse.

Eine Jugendbücherei und eine Bibliothek für Jugendkunde.

Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht.

Eine Zentralstelle der Jugendarbeit für die Mission.

Eine Vermittlungs- und Verleih-Anstalt für Lichtbilder und Filme.

Eine Beratungsstelle für das Jungbühnenspiel mit Leihbibliothek von Theaterstücken und Musikalien.

Es liegt auf der Hand, daß eine so ausgebaute Zentralstelle geeignet ist, die Jugendpflege der ganzen Diözese anzuregen und zu vertiefen. Es ist deshalb auch von allen maßgebenden Stellen dem Unternehmen stets das größte Wohlwollen entgegengebracht worden.

Um dieses für die gesamte Jugendarbeit so wichtige Unternehmen zur Durchführung zu bringen, hat sich die Gesellschaft zur Förderung des Baues eines Jugendhauses für die Diözese Trier gebildet, der hervorragende Katholiken der ganzen Diözese angehören. Das Protektorat hat der hochw. Herr Bischof von Trier übernommen. Der von dieser Gesellschaft erlassenen Aufforderung zur Zeichnung von Anteilscheinen haben bereits eine ganze Reihe von Persönlichkeiten entsprochen. Viele andere werden ohne Zweifel folgen. Möge es der Gesellschaft gelingen, das Unternehmen so tatkräftig zu fördern, daß das Jugendhaus bald erstehen kann. Die Jugendpflege der ganzen Diözese wird den Vorteil davon haben.

Nähere Auskunft erteilt eine Broschüre „Das Bischof-Korum-Haus", die im Paulinus-Verlag Trier erschienen ist. Auskunft erhält man bei der Geschäftsstelle in Trier, Irminenfreihof 1. Spenden sind zu senden auf das Postscheckkonto Saarbrücken Nr. 45.

Durch die Betriebsstelle Saarbrücken 3, Königin Luisenstraße 1, sind in den letzten Tagen Bausteine an zahlreiche Mitarbeiter versandt worden. Der Erlös ist für den Bau des Bischof-Korum-Hauses bestimmt. Nähere Auskunft erteilt eine Broschüre „Das Bischof-Korum-Haus", die bei der Vertriebsstelle Saarbrücken erhältlich ist, ferner bei der Geschäftsstelle in Trier, Irminenfreihof 1.

Es wird gebeten, das große Werk durch den Kauf von „Bausteinen" weitestgehend zu unterstützen.

Spenden sind einzuzahlen auf das Postscheckkonto Saarbrücken Nr. 45 der „Saarbrücker Landeszeitung" mit dem Vermerk „Für Bischof-Korum-Haus".

Kardinal Gasparri fährt zum Jubiläum des Benediktinerstifts Monte Cassino

Rom, 25. April. Kardinal Staatssekretär Gasparri wird sich am Freitag als päpstlicher Legat nach Monte Cassino

Für unsere Kleinen.

Der Weisen Sprüche.

Der König berief die sechs weisesten Männer seines Landes zu sich und sagte, es solle ein jeder von ihnen eine Frage stellen, die der andere zu beantworten habe; diese Antwort solle aber jener selbst durch eine noch weisere Antwort übertreffen. Wer von ihnen hierin die Meisterschaft über alle übrigen beweisen werde, der solle fortan sein Rat bleiben für immerdar.

Der erste fragte: „Was ist schwerer als die Erde?" Dem antwortete der zweite: „Der Menschen Bosheit." — „Nein", sagte jener, „der Zorn Gottes ist schwerer zu ertragen als der Menschen Bosheit."

Der zweite fragte entgegen: „Was ist das Beste in der Welt?" Der erste antwortete: „Ein guter Freund." — „Nein", sagte er, „ein gutes Gewissen ist noch besser."

Der dritte fragte den folgenden: „Wer ist der Klügste?" Antwort: „Der viel Bücher gelesen hat." — „Nein, der nur zwei Bücher studiert, die Bibel und das Buch der Natur."

Der vierte: „Wer ist der Reichste?" Antwort: „Derjenige, welcher am meisten Geld hat." — „Nein, der sich mit wenigem begnügen läßt."

Der fünfte: „Welches ist die größte Ehre in dieser Welt?" Antwort: „Ein tapferer Soldat und ein gelehrter Mann sein." — „Nein, die Demut und die Friedfertigkeit."

Der sechste: „Welche Kunst ist die größte?" Antwort: „Die Welt regieren." — „Nein, sich selbst regieren."

Der König lobte sie alle wegen ihrer weisen Antworten. Dem sechsten aber gab der König den Vorzug; denn, sagte er, daß sich selbst regieren die schwerste Kunst sei, das erfahre er täglich an sich selbst, und also habe jener nicht nur eine Wahrheit gesagt, sondern zugleich auch eine königliche Wahrheit. A.

Jung-Bäumchen.

Jung-Bäumchen war geklammert an einen Pfahl,
Darüber hat gejammert es manchesmal
O weh, die Weidenschleifen,
Wie die mich immer kneifen,
Das ist mir rechte Qual.

Der Gärtner hat das Junge gebunden los,
Da kam der Sturm mit Sprüngen groß,
Ein jedes Blättlein pflückt er,
Und ob das Bäumlein knickt er:
Nun ist der Jammer erst recht groß!

Schön ist ein Zylinderhut!

„Schön ist ein Zylinderhut, wenn man ihn besitzen tut!" sagt ein alter Reim.

Das gleiche dachte sich auch John Hetherington.

Wer John Hetherington war, wollt ihr wissen? — Das will ich euch gleich erzählen!

John Hetherington war ein bekannter Hutmacher seiner Zeit und lebte in gutem Ansehen in London.

Auch damals schon war Frau Mode eine launische Dame und liebte die Abwechslung. So waren Schneider, Schuster, Hut- und Handschuhmacher auch schon zu jener Zeit geplagt, den mannigfachen Ansprüchen einer putzsüchtigen Gesellschaft Genüge zu tun.

Aber etwas ganz Besonderes zu schaffen, etwas, das noch nie dagewesen war, das war nicht so einfach.

John Hetherington war vom Schicksal dazu ausersehen, und seine Erfindung hat sich bis auf unsere Tage erhalten, wenn auch des Erfinders Schöpfung im Laufe der Jahre oft Form, Höhe, Breite und Farbe wechselte.

Es war im Jahre 1797, da trat John Hetherington aus seinem Wohnhause in London auf die Straße, den Kopf bedeckt mit einem „unförmigen" Ding, wie man zuvor noch keines auf Menschenhäuptern gesehen, wie es selbst bei Mummenschanz und Maskenscherz noch nicht getragen worden war.

Im Nu war eine stattliche Zahl Neugieriger versammelt: spöttelnde Edelleute, lachende Bürger, johlende Gassenjungen. Ein ganzer Zug folgte dem Erfinder, der zufrieden lächelte.

Aber John Hetheringtons Freude war von kurzer Dauer. Das Auge des Gesetzes wacht über alles. Mit gravitätisch-gemessenem Schritt naht sich ein „Police-man" (Schutzmann).

„You are arrested!" (Ihr seid verhaftet!) donnert er den Ahnungslosen an und legt ihm die Hand auf die Schulter. Dann führt er ihn auf die Wache.

Und John Hetherington mußte sich wegen seines Zylinderhutes vor einer hohen Polizei verantworten, um wegen „groben Unfugs" zu einer Geldstrafe von 50 englischen Pfund verknurrt zu werden. (50 englische Pfund gleich zirka 1000 Mark.)

So ging es dem Erfinder des Zylinderhutes! Und doch hat sich dieser „grobe Unfug" bis auf unsere Tage erhalten und ist zum Festtagshut für viele Menschen geworden.

Ja, ja, — „Schön ist ein Zylinderhut . . .!" wenn man nicht um seinetwillen zu einer Geldstrafe von 1000 Mark verurteilt wird! —

(zwischen Rom und Neapel) begeben, um dort anläßlich der Jubiläumsfeierlichkeiten des Benediktiner-Stifts zu dessen 1000jährigem Bestehen eine Pontifikalmesse zu zelebrieren und an den Veranstaltungen teilzunehmen. Während seiner Reise und seines Aufenthaltes werden Gasparri die höchsten Ehren erwiesen werden. Unter anderem werden entlang der Eisenbahnlinie stellenweise italienische Truppen Spalier bilden. Für die italienische Regierung wird Unterrichtsminister Deluzzo an den Feierlichkeiten teilnehmen.

Die Orang-Witwe.

Von Palembang auf Sumatra fuhr ich 1891 mit Empfehlungen des Gouverneurs der Insel den Moesistrom flußaufwärts. In Sekajoe, an der Mündung des Rawas in den Moesi, wurden die letzten Anschaffungen gemacht. Dort erwartete mich der alte Choba Ramah, der mir bei meiner letzter Expedition so vortreffliche Dienste geleistet hatte.

Mein indischer Boy, ein durchtriebener Halunke, aber mir gegenüber grundehrlich, belog den alten Malaien, um ihn auf neue Geschichten gegen entsprechende Bezahlung, hungrig zu machen. Choba Ramah berichtete, daß ich diesmal Wälder und Dschungeln voll von Biestern finden würde.

Ich brauchte hauptsächlich Orang-Utans und Riesenschlangen.

Choba erklärte, daß sich die Orangs derart vermehrt hätten, daß sie die Felder der Eingeborenen überfielen.

Von Sekajoe ging es in den Moesi weiter flußaufwärts gegen Moear-Bhti am Fuße des Barisan-Gebirges.

Im Dorfe Choba Ramahs schallte mir überall das „Tabegg Thuan" entgegen.

Tabegg-Thuan ist das „Servus" Südwest-Sumatras.

Gleich am Tage nach der Ankunft wurden die Käfige aus Bambusrohr für meine noch frei herumlaufenden Orangs geliefert. Ich gab zwölf in Auftrag. Der ganze Fang betrug aber nach vier Wochen nur sieben Stück.

Vier Tage später ging es in drei Booten stromaufwärts.

Nach einigen Stunden harten Ruderns, durch wunderbare Tropenlandschaft, erreichten wir eine von Choba bezeichnete Lichtung am Ufer. Zum Aufschlagen des Lagers ein idealer Platz. Wir waren um drei Uhr früh aufgebrochen. Jetzt war es kurz nach halb acht.

Das Lager war in Kürze errichtet und die Ladung aus den Booten ans Ufer gebracht.

Zwei Boote traten sofort den Heimweg an.

Noch am Vormittag wurden die Fallen für die Affen gestellt.

Schon kurz nach dem Eindringen in den Urwald hatten wir eine flüchtende Orangmutter mit ihrem am Leibe hängenden Kinde gesehen. Der Wald wimmelte von allerhand Raubzeug und zahmem Vieh. Ein Dorado für den Tierfänger. Ich war aber dieses Mal nur auf Orang-Utans hungrig. Ein Orang brachte den vierfachen Preis eines Panthers.

Die Fallenkäfige wurden in den Baumkronen versteckt.

Der Mechanismus der Falle ist sehr primitiv. Im Inneren, an der Mitte der Decke des Käfigs ist eine große Frucht — meist nimmt man die Durian — oder einen Bündel kleinerer Früchte — fast befestigt. Darüber ist ein Brett, das auf einer Rolle ruht. An dieser Rolle sind Schnüre, welche die Falltüren halten. Reißt das Tier an den Früchten, so schwingt das Brett, die Schnüre ziehen sich auf, und die Falltüren fallen herab. Der Raum in dem Käfig ist nicht sehr groß, damit das gefangene Tier nicht die Möglichkeit hat, sich zu beschädigen.

Am folgenden Morgen erlebte ich die erste Enttäuschung. Alle Käfige enthielten Gefangene, nur war kein Orang-Utan darunter. In fünf Käfigen saßen blödsinnige, für mich wertlose Affen, in dem sechsten Käfig ein Zwergwildschwein, dessen Anwesenheit auf dem Baum mir ein Rätsel war. Die größte Ueberraschung wartete meiner im siebenten Käfig.

Ein Leopard! Was diese Bestie in den Käfig gelockt hatte, war mir unerklärlich.

War dieser Bursche eine Ausnahme seiner Rasse?

Ein Vegetarianer?

Der Käfig war knapp genug für einen Orang-Utan.

Schon als ich näher trat, hörte ich, wie der Häftling sich zu befreien suchte. Er riß mit seinen Krallen an den Bambusstangen. Der schmale Innenraum ließ ihm keinen Platz zur Entfaltung seiner Kraft.

Eiligst wurden die Außenwände des Käfigs mit Lianenseilen umwickelt, um Herrn „Fleck" am Ausbrechen zu verhindern. Ich hatte zwar nicht auf Leoparden gerechnet, doch wenn sie einem derart in den „Schoß" springen, muß man sie nicht wegwerfen.

Die dummen Affen wurden in Freiheit gesetzt und die Käfige tiefer im Waldinnern placiert. Tags darauf hatte ich mehr Glück. Ein Orang-Männchen und eine Mutter mit einem Orang-Baby saßen in den ersten zwei Käfigen. Zwei andere Käfige waren zugeklappt, ohne daß sich darin etwas gefangen hätte. Wahrscheinlich war wieder eine Herde dieser kleinen idiotischen Affen vorbeigezogen und hatte auf den Käfigen einen Kriegstanz aufgeführt.

Ein Marschtag.

Von D. Luschnat.

Morgenrotwolken
Riefen und lockten mich
Walderwärts hin.

Wandernder Wind
War mir des Tages
Liebster Begleiter.

Sinkende Sonne
Brannte die Augen mir
Sehnsuchtswund.

Funkelndes Dunkel
Hüllte und füllte
Und brach mir das Herz.

Wieder harrte meiner eine Ueberraschung. In einem Käfig hatte sich abermals ein Leopard gefangen. Um den Leib des Tieres lag eine fel[illegible]starke Boa. Der Räuber war bereits tot, aber noch warm. Die Boa ließ ich samt ihrem Opfer in dem Käfig.

Jetzt hielt das Glück an. Immer weiter zog ich mit meinen Leuten.

In der Gluthitze des Tages rastete man, nur morgens und abends wurde geschafft.

Tagsüber herrschte im Walde eine wundersame Stille, die nur manchmal von dem häßlichen Gekrächz des Nashornvogels oder — was selten vorkam — von dem leisen Singen kleiner Vögel unterbrochen wurde.

Oft schreckte man im Dahindruseln auf, wenn eine Affenherde vorbeizog, kurzen Aufenthalt nahm und mit großem Geschnatter gegeneinander losschimpfte oder Gesichter einer dem anderen hielt. Es war die wohlgelungene Nachahmung einer europäischen Parlamentssitzung. Ein interessantes Abenteuer wartete unser, als wir eines morgens um vier Uhr einen Tiger ertappten, der einen vom Baum gefallenen Käfig, in dem sich ein großer Orang-Utan gefangen hatte, bearbeitete.

Der Gestreifte war in seine Arbeit so vertieft, daß er unser Herannahen zu spät bemerkte. Der erste Schuß ging durch seinen Hals. Er taumelte, drehte sich herum, wollte seinen, die Menschen erstarrenmachenden Schrei ausstoßen, aber der Schuß hatte seine Stimmbänder lädiert. Noch bevor er springen konnte, legte ihn die zweite Kugel um. Ein Prachtkerl, den die Eingeborenen jetzt beschimpften und anspieen, lag vor mir.

Im Käfig saß ein behäbiger Orang-Utan-Herr, der infolge des Tigerabenteuers noch sehr aufgeregt war. Es war das schönste Orang-Utan-Männchen, das ich je gesehen. Leider kam es eine Stunde später ums Leben.

Ich hatte die Käfige mit den gefangenen Tieren zusammentragen lassen und war mit meinen Leuten weitergewandert.

Ohne daß einer von uns etwas bemerkt hatte, war die Ehefrau des Pracht-Orangs, die versteckt im Baume gesessen hatte, den Käfigträgern gefolgt. Nur ein Junge war zur Aufsicht bei den Tieren zurückgeblieben. Das Orang-Weibchen griff plötzlich den Käfig an, in dem ihr Mann gefangen saß. Der Wächter schlief und wachte erst auf, als das Weibchen eine Bresche in den Käfig geschlagen hatte. Der Junge suchte nach einer Waffe, hob den Knüppel vom Boden und hielt sich damit die angreifende Aeffin vom Leibe.

Das Männchen steckte den Kopf durch die Oeffnung, die seine Eheliebste gerissen und erhielt im gleichen Augenblick einen Schlag mit dem Knüppel, der es mit voller Gewalt im Nacken traf und ihm die Wirbelsäule brach.

Das Weibchen biß den Jungen einige Male kräftig, klaffende Wunden an Beinen, Armen und Brust zurücklassend. Es ließ sich nicht vertreiben.

Der Junge kam uns schreiend und blutüberströmt nachgelaufen. Ich kehrte sofort um, da ich ihn nicht verstehen konnte.

Vor dem Käfig saß die Aeffin und suchte ihren toten Gatten herauszuziehen. Sie fletschte drohend bei unserem Nahen. Ich vertrieb sie mit einem Schreckschuß und öffnete den Käfig. Von einem Baum aus beobachtete uns die Witwe. Der tote Orang-Utan war im Käfig festgemacht, die zerfetzte Tür ausgebessert und die Falle neu gestellt, daß im Augenblick, wo die Witwe hineinkriecht die Türen zuklappen mußten. Am Boden war die „Wage" (der Mechanismus) angebracht.

Wir zogen uns zurück.

Lange brauchten wir nicht zu warten. Kaum waren wir außer Sichtweite, als das Orang-Weibchen eilig vom Baum kam und ohne Zögern in den Käfig lief. Die Fangtüren klappten zu.

Das Glück mit diesem Fang war mir nicht hold. Die Witwe trauerte im wahrsten Sinn des Wortes. Ich mußte ihr den toten Gatten nehmen. Sie fraß nichts und saß betrübt in dem größeren Käfig, den ich ihr eingeräumt hatte. Ich gab ihr einen neuen Gatten. Sie begann sofort zu raufen und brachte ihm, dem Orang-Utan, häßliche Bißwunden bei. Ich mußte sie wieder allein lassen. Dem toten Gatten hatte ich das Fell abgezogen, es selbst präpariert und der trauernden Witwe in den Käfig gelegt. Sie saß in der entferntesten Ecke und riß heftig die Affenhaut an sich.

Aeußerst interessant war es, ihr Tun zu beobachten.

Sie blickte auf das rotbraune Fell, zog die Luft durch die Nase ein und öffnete die Augen weit. Schließlich strich sie mit der Hand darüber und roch an dem Finger. Dieser Vorgang wiederholte sich viele Male. Dabei bewegte sie die Lippen wie im Selbstgespräch. Nun setzte sie sich gerade auf, schmiegte sich daran, breitete es auf dem Boden aus und wälzte sich darauf.

Endlich legte sie sich das Kleid ihres verstorbenen Mannes um die Schultern und hüllte sich darin ein.

Ich freute mich, daß der Bann gebrochen war, trotzdem sie auch an diesem Abend keine Nahrung zu sich nahm.

Am folgenden Morgen fand ich die Witwe tot auf dem Fell ihres seligen Gatten.

Humor.

Aus der Verlegenheit geholfen. Gelehrter (zum Museumsdirektor): „Die Schriftzeichen auf dem ägyptischen Papyrus sind so unleserlich, daß ich sie nicht entziffern kann. Was machen wir denn da?" — „Bezeichnen Sie ihn einfach als ein ärztliches Rezept aus der Pharaonenzeit."

Ursache und Wirkung. Gast (zum Wirt): „Ich weiß nicht mehr, wieviel ich getrunken habe. Haben Sie's aufgeschrieben?" — „Jawohl. 14 Schoppen." — „Hm, mir scheint, wenn ich mal etwas mehr trinke, sehen Sie's doppelt."

Das genügt. Richter (zum Angeklagten): „Bekennen Sie sich schuldig?" — „Nein, die Rede meines Verteidigers hat mich von meiner Unschuld überzeugt."

Die Bajadere.

Von Ernst Pichnow.

Wir saßen zu Vieren auf der Schloßveranda des Radscha von Lhassan. Durch die geöffneten, von Sonnendächern geschützten Fenster quoll Tanzmusik. Eine auserlesene, kleine Gesellschaft genoß die außerordentliche Freigebigkeit und Gastfreundschaft des Fürsten. Das Lachen schöner Frauen, Europäerinnen und Eingeborenen, mischte sich in die Klänge der Musik, und geschäftige Diener schlängelten mit erfrischenden Speisen und Getränken durch den wogenden Trubel des Gesellschaftssaales.

Der Fürst sprach wenig, folgte aber mit Andacht und Interesse den wechselnden Gesprächen, die besonders von dem Amerikaner Smith geführt wurden. Plötzlich wand Smith dem Fürsten offen das Gesicht zu und seinem Munde entschlüpften die Worte:

„Fürst, Euer Land Indien hat eigentlich viel von der Poesie des Wunders eingebüßt."

Den Radscha traf dieses Wort unvorbereitet. Mit betroffenen Blicken streifte er Smith und ließ sodann ein feines Lächeln um seine Lippen gleiten.

„Für uns nicht, Sir, ... wir bleiben die, die wir waren, nur für den Außenstehenden scheint die von Ihnen erwähnte Poesie des Wunders an Farbenstärke verloren zu haben! Vergessen Sie nicht, daß wir ein unfreies Volk sind, und damit die Eigenart, wenn auch nicht gebrochen, so doch unterbunden wird!"

Ein leichter Zug von Bitterkeit kroch durch seine Worte, die aber den Amerikaner nicht abhielt, seiner Behauptung nur den Beweis anzuschließen.

„Ich bin zwar noch nicht lange in Lhassan, dennoch traue ich mir ein Urteil zu. Ein Kranz kalter Nüchternheit, ganz reale Auffassung des Daseins fühle ich um die geschichtlich dokumentierten Eigenschaften Ihres Volkes gelegt. Ich habe viel von seltsamen Dingen und Erscheinungen in Büchern gelesen und finde nur eine sehr nüchterne Welt vor, die nach den Klängen europäischer Tanzschlager ihre Zeit belustigend hinbringt, die deutschen Sekt trinkt und das Flugzeug als modernstes Verkehrsmittel benützt."

Der Radscha stützte den Kopf im rechten Arm. Dieses immerhin nicht so unwahr erscheinende Urteil schien sein Inneres angegriffen zu haben.

„Damit wollen Sie sagen, wir hätten das Ureigenste unseres Stammes verloren, gewissermaßen Fahnenflucht an der Individualität unseres Selbst geübt?" fragte der Fürst mit merklicher Bedrückung.

„Nicht, nicht", entschuldigte der Amerikaner, „ich muß mich korrigieren, um Mißverständnis zu vermeiden! Man schrieb so viel von seltsamen Begegnungen in Ihrem Lande und unwillkürlich erwacht damit die Auffassung, daß derartige Wunder, wie ich sie verständlicher nennen will, auf Schritt und Tritt dem Fremden begegnen müssen!"

Wir enthielten uns der Debatte, erkannten jedoch den Kern der Smith'schen Debatte, die einer Herausforderung gleichkam.

Der Fürst blieb ihm vorerst die Antwort schuldig. Einen vorübergehenden Diener rief er an und flüsterte ihm einige Worte in der Sprache seines Stammes ins Ohr. Der Diener nickte verständnisvoll und verschwand mit ergebener Geste.

„Der beste Beweis ist immer die Tat, Sir", sagte nun der Fürst mit überlegenem Tonfall in der Stimme, „darf ich Sie bitten, mir zu folgen?"

Er erhob sich von seinem Platz und wir schlossen uns ihm an.

Als wir im Gesellschaftssaal anlangten, verstummte sofort die Musik, und die Gäste standen und saßen wartend an den Tischen. Spannung lag in jedem Gesicht. An einem freien Tisch fanden wir eine Sitzgelegenheit.

„In einer Viertelstunde, Sir, werde ich an Sie eine Frage richten", damit neigte der Fürst sich dem Amerikaner zu, „und ich hoffe, Sie werden mir diese beantworten können."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, erhob er den rechten Arm. Der Saal tauchte in nachtschwarzes Dunkel, die Musik intonierte eine schwermütige, aber leidenschaftlich wilde Weise und unhörbar öffnete sich der Vorhang zu einer Bühne, die gelegentlich zu kleinen theatralischen Aufführungen diente. Ein mattes, purpurrotes Licht warf geisterhafte Schatten in den nun zum Zuschauerraum umgewandelten Saal. Niemand sprach ein Wort. Auf der Bühne erschien in schleierhafte, purpurrote Gewänder gehüllt, eine jener vielen, meistens bildhübschen Tänzerinnen, die Bajaderen genannt werden. An ihren Füßen und Armen klirrten goldene und silberne Spangen, und ihre Bewegungen waren rhythmisch, elfenhaft schön. Leichtbeschwingt setzte sie die Füße zum Tanz an und wirbelte in einem wilden, taumelnden Reigen dahin. Plötzlich brach die Musik ab. Die Bajadere stand still wie ein Marmorbild, und von unsichtbarer Hand geworfen durchschnitt ein kurzes, indisches Schwert den Bühnenraum und trennte die Füße der Tänzerin vom Körper. Alles geschah im Bruchteil einer Sekunde. Nach atemloser Stille setzte die Musik wieder ein, und das Unglaubliche vollzog sich, der Körper der Bajadere war allen Blicken entschwunden, und nur ihre Füße tanzten allein im Rhythmus der Melodien, die jetzt noch toller im Saal erklangen. Die Spangen an den Knöcheln klirrten, Minuten schauriger, beklemmender Sensationen flossen dahin, dann schloß sich der Vorhang.

Des Fürsten nachtschwarze Augen waren höhnend auf den Amerikaner gerichtet, der kreidebleich dem Unfaßbaren Verständnis abzuringen suchte. Nicht nur er, auch die übrigen Gäste waren ergriffen, und in jedes Gesicht meißelte das Geschehene Grauen und Entsetzen.

„Nun, Sir, genügt Ihnen dieses Wunder?" spottete der Fürst gelassen.

Der Amerikaner suchte quälend nach Worten.

„Ich danke Ihnen", stammelte er.

Indem erschien die Bajadere vor dem Vorhang der Bühne und stieg die seitliche Treppe an der Bühne hinab. Ihre Blicke waren siegesbewußt, stolz, sie ging auf den Fürsten zu, verneigte sich demütig und durchschritt den Saal, als sei nicht im geringsten irgend etwas besonderes vorgefallen.

Mißverständnis.

Richards Braut besucht zum erstenmal seinen Vater, und dieser begrüßt sie mit den Worten: „Mein Sohn hat sich mit Ihnen verlobt, aber ich dächte, Sie hätten mich doch vorher fragen sollen." — „Gewiß," stammelt sie, hold errötend, „aber ich hätte doch Richard vorgezogen."